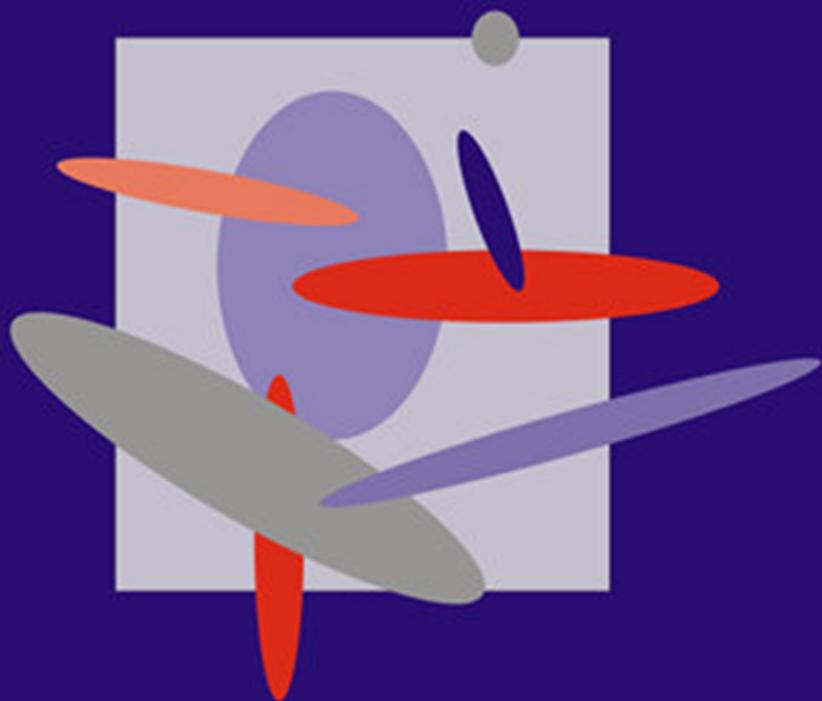


*Andrea Maihofer*

**GESCHLECHT  
ALS  
EXISTENZWEISE**



ULRIKE HELMER VERLAG

Andrea Maihofer  
Geschlecht als Existenzweise



Andrea Maihofer

**GESCHLECHT  
ALS  
EXISTENZWEISE**

Macht, Moral, Recht  
und Geschlechterdifferenz

ULRIKE HELMER VERLAG

**Maihofer, Andrea:**  
Geschlecht als Existenzweise / Andrea Maihofer. -  
Frankfurt am Main : Helmer, 1995  
(Aktuelle Frauenforschung)  
Zugl.: Frankfurt (Main), Univ., Habil.-Schr., 1995  
ISBN (ePDF) 978-3-89741-932-2  
ISBN (Print) 978-3-927164-21-5

© 2021 ePDF nach der Originalausgabe  
© Copyright Ulrike Helmer Verlag. Frankfurt am Main, 1995  
Alle Rechte vorbehalten

Meiner Mutter  
und meiner Tochter



# INHALT

Ist die Kategorie »Geschlecht« überholt? Eine Einleitung . . . . .	11
ERSTER TEIL . . . . .	19
I. Die Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht . . . . .	19
II. Die Historizität des Geschlechtskörpers . . . . .	21
III. Das Geschlecht als diskursiver Effekt oder soziale Konstruktion . . . . .	40
IV. Geschlecht: Natur oder Kultur? . . . . .	69
V. Geschlecht als hegemonialer Diskurs und gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise . . . . .	79
ZWEITER TEIL . . . . .	109
I. Macht, Herrschaft und das moderne (»männliche«) Subjekt .	109
II. Moral und die Konstituierung geschlechtlicher Subjekte . . .	136
III. Gleichberechtigung in der Differenz . . . . .	156
Anmerkungen . . . . .	175
Literaturangaben . . . . .	201



## DANKSAGUNGEN

Zunächst möchte ich Prof. Heinz Steinert danken für seine großzügige institutionelle Unterstützung und die freundschaftliche Selbstverständlichkeit, mit der er mich immer wieder darin ermutigt hat, das zu tun, was mir im Sinn lag.

Für ihre vielen hilfreichen Kommentare und Korrekturvorschläge sowie für die Möglichkeit, mit ihnen in zahlreichen Diskussionen die verschiedenen Fassungen des vorliegenden Buches zu überdenken und meine Thesen mit ihnen gemeinsam weiterzuentwickeln, möchte ich insbesondere Katharina Pühl, Lisa Conradi, Isabell Lorey, Ariane Bürgin und Tomke Böhnisch danken.

Danken möchte ich auch Silvia Kontos, Gesa Lindemann, Judith Butler und Iris M. Young, deren Texte mich beim Schreiben dieser Arbeit in vielfacher Weise inspiriert haben und mit denen zu diskutieren für mich immer wieder ein freudiges Ereignis ist. Auch den Studentinnen und Studenten in meinen Seminaren, mit denen ich viele Texte und Thesen, die in dieses Buch eingegangen sind, aus den verschiedensten Perspektiven habe erörtern können, sei Dank; ebenso den Frauen aus meiner Foucault-Arbeitsgruppe in der Frankfurter Frauenschule für ihre unermüdliche Geduld, mit mir gemeinsam Foucault wieder und wieder zu lesen.

Ganz besonders bedanken möchte ich mich bei Carolin Emcke nicht nur für ihr unermüdliches Korrekturlesen, sondern auch für die zahlreichen Hinweise auf theoretische Ungereimtheiten, die mich zu wichtigen Präzisierungen veranlaßt haben, und die mir auch sonst in den letzten Jahren mit ihrer liebevollen Fürsorglichkeit auf vielfache Weise geholfen hat. Ganz besonderer Dank gilt Alex Demirović, dem ich zahlreiche Gedanken aus nun schon viele Jahre währenden gemeinsamen Diskussionen und Seminaren verdanke, und der mir durch seine nach wie vor unverdrossene alltägliche Unterstützung, aber auch immer wieder tröstliche politische Beharrlichkeit in dieser restaurativen Zeit das Schreiben dieser Arbeit ermöglicht hat.

Auch den Großeltern Demirović möchte ich für ihre selbstverständliche Hilfsbereitschaft nicht nur bei der Betreuung meiner

Tochter Mascha danken sowie Swenja Kappes für ihre beruhigende Zuverlässigkeit und ihre Kunst, meiner Tochter schon eine erste Freundin zu sein. Ganz viel Dank gilt auch diesmal meinem Vater für seine immerwährende Bereitschaft, aber auch Fähigkeit, mich bei meinem Tun kritisch zu ermutigen. Schließlich möchte ich noch Ulrike Helmer danken, die durch ihre verlegerische Sicherheit und intellektuelle Großzügigkeit nicht unwesentlich zu der angenehmen Stimmung beigetragen hat, in der dieses Buch hat geschrieben werden können.

# IST DIE KATEGORIE »GESCHLECHT« ÜBERHOLT?

## EINE EINLEITUNG

»Where once the prime objects of academic feminist critique were the phallogentric narratives of our male-dominated disciplines, now feminist criticism has turned to its own narratives, finding them reductionist, totalizing, inadequately nuanced, valorizing of gender difference, uncounsciously racist, and elitist. It seems possible to discern what may be a new drift within feminism, a new scepticism about the use of gender as an analytical category.«<sup>1</sup>

Seit Beginn feministischer Theoriebildung gibt es immer wieder Versuche, die Kategorie »Geschlecht« neu zu bestimmen. In gewisser Weise steht und fällt feministische Theorie und Politik mit dieser Kategorie – zumindest wird dies sehr häufig behauptet. Was derzeit an Neudefinition geschieht, hat jedoch einen etwas anderen Charakter und könnte sich als eine folgenreiche Umbruchphase innerhalb des Feminismus herausstellen.

Neben der Zuspitzung der Kritik am strukturellen Essentialismus bzw. Biologismus feministischer Theorie werden nämlich gegenwärtig zudem eine Reihe ausgesprochen grundsätzlicher Infragestellungen von vormals Selbstverständlichem vorgenommen. Nicht nur werden die Kategorien »Geschlecht«, »Frau«, »Mann« auf eine sehr grundlegende Weise problematisiert, teilweise bis hin zu ihrer Verwerfung, sondern auch so zentrale Topoi wie »Subjekt«, »Identität«, »Zweigeschlechtlichkeit« oder die herkömmliche Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht stehen zur Diskussion.

Das hat für die Frage der gesellschaftlichen Konstituiertheit von »Rasse«, »Klasse« und »Geschlecht«, deren Verhältnis zueinander wie deren strukturelle Differenzen und Isomorphien bedeutsame Konsequenzen. Damit teilweise eng verbunden findet in einem bisher nicht dagewesenen Umfang eine kritische Reflexion auf die ei-

genen Dogmatisierungen und Tabuisierungen sowie die eigenen Ausgrenzungsmechanismen und hegemonialen Effekte statt, und zwar mitten im ›Zentrum‹ feministischer Theorie und nicht, wie bislang, eher marginalisiert. Aus all diesen Gründen finde ich diese Debatte ausgesprochen bedeutsam.

Gleichzeitig beschleicht mich jedoch ein leises Unbehagen. Warum, frage ich mich, kommt diese Diskussion gerade jetzt? Und weshalb wird sie derart vehement geführt?

Die sich aufdrängende Analogie zu den Auseinandersetzungen um den Klassenbegriff Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre, die – bei aller berechtigten Kritik an linken Totalitarismen wie Essentialismen – meist weniger zur Präzisierung marxistischer bzw. kritischer Gesellschaftstheorie als vielmehr zur Legitimierung der eigenen Abkehr von jeglicher gesellschaftskritischen Perspektive gedient haben, scheint mir als Erklärung nicht ausreichend. Selbst wenn sich diese Debatte um eine Neubestimmung der Kategorie »Geschlecht« am Ende tatsächlich als ›Schwanengesang‹ des Feminismus erweisen sollte, was ich nicht glaube, bliebe noch immer erklärungsbedürftig, warum dies gerade jetzt geschieht.

Unstrittig verändert sich derzeit das Verhältnis der Geschlechter, und mit ihm wandeln sich auch die jeweiligen Geschlechternormen und -rollen. Zunehmend wird – z.B. in Musikvideos – mit der Überschreitung der Geschlechtergrenzen experimentiert. Auch läßt sich, vor allem in den Metropolen, die Entstehung einer breiten Kultur des Transvestismus beobachten, also der Versuch eines alltäglichen Lebens in *beiden* Geschlechtern.<sup>2</sup> Für eine (kritische) Verortung der aktuellen Diskussion um ein neues Verständnis von »Geschlecht« scheinen mir jedoch eine Reihe technologischer Entwicklungen besonders bedeutsam zu sein, insbesondere Entwicklungen in den Computer-, Medien- sowie den Reproduktionstechnologien.

Zweifellos stehen wir gegenwärtig, wie dies Donna Haraway betont, aufgrund der schon existierenden und sich abzeichnenden technologischen Innovationen vor einer Neubestimmung der Grenzziehungen zwischen Natur, Mensch und Maschine.<sup>3</sup> Angesichts von Menschen wie Stephen Hawking<sup>4</sup>, dessen Möglichkeiten, sich zu bewegen, mit anderen zu sprechen, zu schreiben, überhaupt zu leben und seine wissenschaftlichen Forschungen weiter zu betreiben, sich fast ausschließlich dem Gebrauch hochkomplexer, teils eigens für ihn entworfener Maschinen und Computer ver-

dankt, fragt es sich in der Tat, welchen Sinn hier noch die herkömmliche Grenzziehung zwischen ihm, seinem Körper und seinen Maschinen hat. Ebenso gilt dies angesichts tanzender Querschnittsgelähmter, für die ihr Rollstuhl längst nicht mehr lediglich Bedingung, sondern Teil ihrer körperlichen Ausdrucksmöglichkeiten geworden ist. Auch die Erfindung von Cybersex (Sex via Computer) oder die Verbreitung des Telefonsexes dürften folgenreich für das Verständnis von unserem »Körper«, vor allem von unserem »Geschlechtskörper« sein.

Besonders bemerkenswert ist jedoch, daß innerhalb des Feminismus eine breite Debatte über die soziale Konstruiertheit des geschlechtlichen Körpers und die Idee einer geschlechtslosen Gesellschaft genau in dem historischen Moment beginnt, in dem aufgrund der Fortschritte in den Reproduktionstechnologien eine Abkoppelung der ›Reproduktion der Gattung‹ von der Gebärfähigkeit der Frau technisch zumindest als Möglichkeit aufscheint und sich damit die Differenz geschlechtlicher Körper bezogen auf die Reproduktion zukünftig möglicherweise auf das Spenden von ›Samen und Eiern‹ beschränken wird. Dieses Zusammentreffen ist nicht allein erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch interessant. Ganz grundsätzlich scheint mir ein gewisses Mißtrauen angebracht, wenn gerade jetzt der geschlechtliche Körper zunehmend auf eine (ideologische) Fiktion reduziert wird. Schließlich hatten sich feministische Theorie und Kritik bislang gerade gegen die Verdrängung und Verleugnung von Natur, Körper und Geschlechtlichkeit als spezifische Effekte »männlicher« instrumenteller Rationalität wie patriarchaler Herrschaft gerichtet. Fragen nach der Koinzidenz dieser Entwicklung drängen sich daher geradezu auf: Welche gesellschaftlichen Prozesse werden durch die Neubestimmung des »Geschlechts« und des »Geschlechtskörpers« begleitet oder gar forciert? Wird feministische Theorie damit zur ideologischen Wegbereiterin anstehender technologischer Modernisierungsschübe, indem sie beispielsweise zu einer breiteren Akzeptanz gen- und reproduktionstechnologischer Innovationen beiträgt? Welchen und wessen Machbarkeitswahn stützt das?

Ohne daß ich diese Fragen im folgenden beantworten werde, markieren sie doch den Problemhorizont meiner weiteren Ausführungen. Sie sind gleichsam das kritische Korrektiv, vor dessen Hintergrund meine Betrachtungen der gegenwärtigen Auseinanderset-

zungen um die Kategorie »Geschlecht« stehen. Denn ich halte es nicht für ausreichend, mit Haraway lediglich darauf zu insistieren, daß Feministinnen ihr »Wissen über die gesellschaftlichen Neukonstruktionen von beidem, Frauen und Natur, in der hochtechnisierten gesellschaftlichen Ordnung ... vertiefen«<sup>5</sup> und sich in diese Neudefinition aktiv einmischen.<sup>6</sup> Mehr als das je der Fall war, ist derzeit (und das scheint mir Haraway zu unterschätzen) eine selbstkritische Reflexion feministischer Theorie und Politik vor dem Hintergrund der konkreten historischen und gesellschaftlichen Situation nötig, um nicht kontraproduktiven kulturellen und technologischen Entwicklungen den Weg (mit) zu bereiten, statt ihnen entgegenzutreten.

Barbara Duden gehört zu den wenigen, die ebenfalls ausdrücklich kritisch auf die Bedeutsamkeit dieses Zusammentreffens hinweisen. Doch ihre (teilweise recht polemischen) Äußerungen zu der sich in feministischen Theorien ausbreitenden Vorstellung von einer, wie sie es nennt, »entkörperter Subjektivität«<sup>7</sup> sowie ihre Kritik an den sich mit den technologischen Innovationen abzeichnenden Veränderungen unserer Körpererfahrungen<sup>8</sup> sind nicht frei von Nostalgie. Zudem neigt sie dazu, die gegenwärtige Körpererfahrung gegenüber der ihr zufolge aufkommenden postmodernen nicht nur zu renaturalisieren, sondern auch normativ zu verabsolutieren.

»Schon mehrmals haben mir ... Hebammen erzählt, daß die heute üblichen pränatalen Visualisierungsübungen die Fähigkeit der Frau zum Erleben kinästhetischer Wahrnehmungen lähmen können. Selbst in den optisch kolonisierten Schwangerschaften der achtziger Jahre habe ich bemerkt, wie befreiend das Gespräch mit Hebammen sein kann, die die haptische Selbstwahrnehmung der Frau bestärken.«<sup>9</sup>

Warum aber sollte eine technisch vermittelte optische Körpererfahrung weniger authentisch und weniger wünschenswert sein als eine haptische? Dies bedürfte allemal genauerer Erläuterung. Die Veränderung der Körpererfahrung wird hier zu ausschließlich aus der Kritikperspektive der zunehmenden (staatlichen/gesellschaftlichen) Kontrolle und Disziplinierung insbesondere des weiblichen Körpers durch gen- und reproduktionstechnologische Entwicklungen gesehen.<sup>10</sup> Außerdem wird auf diese Weise die gesellschaftliche Ausein-

andersetzung über die anstehenden Veränderungen der Körpererfahrung von vornherein normativ tabuisiert, anstatt diese zum Thema gemeinsamer gesellschaftlicher Entscheidungsprozesse zu machen (ein betontes Anliegen auch von Haraway). Aber ebenso wie die sich abzeichnenden Entwicklungen bedürfen auch die jeweiligen Kriterien zu ihrer Beurteilung der kritischen Reflexion. Lassen sich Übergriffe gegen den (weiblichen) Körper wirklich nur dann überzeugend abwehren, wenn auf seine natürliche Würde verwiesen wird? Oder wird mit dem Rekurs auf einen natürlichen Körper nicht unweigerlich die Dialektik von Galanterie und Verachtung<sup>11</sup> evoziert, die das moderne westliche Verhältnis zur Natur kennzeichnet und die es endlich zu überwinden gilt?

Nicht zuletzt aufgrund dieser Fragen halte ich die aktuelle Diskussion für einen produktiven Anstoß, um das Verständnis von Geschlecht, Geschlechtskörper und Geschlechterdifferenz neu zu überdenken. Ist der Geschlechtskörper (sex) keine selbstverständliche Basis des Geschlechts (gender) mehr, dann geht es nämlich nicht mehr lediglich um die Historizität der jeweiligen Geschlechtsrollen. Das *Geschlecht selbst* (sex/gender) wird in einem ganz grundlegenden gesellschaftstheoretischen Sinne zu einem erklärungsbedürftigen Phänomen. Ja, genaugenommen eröffnet sich überhaupt erst jetzt der Raum zu einer *kritischen (Gesellschafts-)Theorie des Geschlechts*. Allemal zwingt es zu Präzisierungen hinsichtlich einer ganzen Reihe von Aspekten, die bislang in der Rede vom »Geschlecht« unnötig schienen.<sup>12</sup>

Den Einwand, diese kritischen Reflexionen seien überflüssig, ja paralyisierten nur feministische Politik und hielten sie von Wichtigem, sprich konkretem politischen Handeln ab,<sup>13</sup> halte ich nur bedingt für berechtigt. Sicherlich ist diese Debatte auch der zunehmenden Akademisierung und den damit einhergehenden Profilierungsnöten geschuldet. Doch mit dieser kruden Gegenüberstellung von Theorie und Politik gerät die Bedeutung der Theorie als politischer Praxis aus dem Blick. Denn es wird übersehen, daß in diesen anscheinend lediglich theoretischen Diskussionen zentrale Auseinandersetzungen um Ziele, Strategien und Kriterien feministischer Politik stattfinden.

So ist der folgende Versuch, eine eigene Konzeption von »Geschlecht« und »Geschlechterdifferenz« zu entwickeln, nicht zuletzt durch die vielfältige Kritik an der sogenannten »Differenz-Position«

angeregt. Es schien mir zunehmend notwendig, dem Vorwurf zu begegnen, die Forderung nach einer positiven nicht-hierarchischen Anerkennung der Geschlechterdifferenz sei unausweichlich mit einer biologischen oder essentialistischen Geschlechtsauffassung verbunden sowie mit der Konservierung der bestehenden Geschlechterverhältnisse. Zudem wollte ich zeigen, daß andererseits häufig die Neigung besteht, die hegemoniale Bedeutung des bürgerlichen Geschlechterdiskurses mit seiner Konzeption einer binär-hierarchischen, heterosexuellen Geschlechterdifferenz zu unterschätzen und insbesondere in herkömmlichen konstruktivistischen Positionen Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit auf ein Oberflächenphänomen zu reduzieren. Aus Angst, in einen Essentialismus oder Biologismus zu verfallen, wird die Konstituierung der Geschlechter zu einem den Individuen letztlich äußerlich bleibenden Prozeß. Etwas karikierend ließe sich diese verbreitete Position wie folgt zusammenfassen: ›Wir werden zwar zu Geschlechtern gemacht; das heißt aber nicht, daß wir es dann auch sind.‹

Demgegenüber möchte ich die These vertreten – und hierbei greife ich auf eine Formulierung von Anja Meulenbelt zurück<sup>14</sup> –, daß wir nicht nur zu Männern und Frauen ›gemacht‹ werden, sondern daß wir dies in einem noch genauer zu spezifizierenden Sinne dann auch (geworden) *sind*.

Das impliziert keineswegs die Unmöglichkeit gesellschaftlicher Veränderungen oder individuellen Andersseins. Die gesellschaftliche Hegemonie des Geschlechterdiskurses ist keineswegs totalitär; weder ist er in allen gesellschaftlichen Bereichen gleich dominant noch innerhalb des einzelnen Individuums. Es gibt daher vielfältige Möglichkeiten individueller Kritik und Subversion, aber auch kollektiver Einsprüche und Widerstände. Zu deren Präzisierung ist jedoch eine genauere Rekonstruktion der hegemonialen Bedeutung des herrschenden Geschlechterdiskurses und seiner produktiven wie repressiven Macht- und Herrschaftswirkungen nötig. Schon aus diesem Grunde sollte die (empirische) Rekonstruktion des hegemonialen Geschlechterdiskurses seiner Dekonstruktion vorausgehen. Ziel dieser Arbeit ist daher, hierfür die *programmatische Grundlage* zu schaffen: Wie läßt sich begreifen, daß wir gegenwärtig als »Frauen« und »Männer« ›existieren‹, ohne dabei in einen Biologismus oder Essentialismus zu verfallen oder Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit konstruktivistisch aufzulösen?

Einer der zentralen Punkte der aktuellen Debatte ist die Kritik an der Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht. Ich möchte daher mit einigen allgemeinen Bemerkungen zur herkömmlichen Sex-gender-Trennung beginnen (I). Deren gegenwärtige Infragestellung möchte ich dann anhand der historischen Untersuchungen von Claudia Honegger, Thomas Laqueur und Barbara Duden zur Entstehung des geschlechtlichen Körpers aufzeigen (II). Während diese Arbeiten sich vornehmlich gegen das herrschende Verständnis vom natürlichen geschlechtlichen Körper (*sex*) richten, zielen andere auf eine Problematisierung der Kategorie »Geschlecht« überhaupt (also auf *sex und gender*). Besonders bedeutsam für diese Diskussion ist hierzulande der von Judith Butler unternommene Versuch einer poststrukturalistischen Dekonstruktion des Geschlechts (III.1). Die Konzeptionen von Stefan Hirschauer (III.2) sowie von Regine Gildemeister und Angelika Wetterer (III.3) zur sozialen Konstruktion des Geschlechts bilden einen anderen Schwerpunkt der Neuorientierung; wobei erstere eine eher klassische Variante eines interaktionistischen konstruktivistischen Verständnisses von »Geschlecht« darstellt und letztere deren dekonstruktivistische Zuspitzung. In einer Art resümierenden Betrachtung der verschiedenen Konzeptionen möchte ich anschließend noch etwas genauer präzisieren, was eigentlich damit gemeint ist, wenn bislang vom natürlichen und nun vom gesellschaftlich konstruierten bzw. konstituierten Geschlechtskörper gesprochen wird, und aus welchen Überlegungen heraus dies jeweils geschieht (IV). Dabei wird deutlich werden, wie schwierig, wenn nicht unmöglich es ist, ein Verständnis von »Geschlecht« jenseits der das moderne westliche Denken kennzeichnenden Dichotomien zwischen Natur – Kultur, Körper – Geist, Materie – Bewußtsein zu entwickeln. So existiert die Neigung, den Schwerpunkt in der Vorstellung vom »Geschlecht« jeweils auf die eine *oder* die andere Seite dieser binären Oppositionen zu legen, wobei die andere Seite dann fast unwillkürlich aus dem Blick gerät und sich der Begriff vom »Geschlecht« auf diesen *einen* Aspekt verkürzt. Dies ist keineswegs lediglich eine Folge individueller Inkonsequenz oder Inkonsistenz, sondern vielmehr ein strukturelles, mit der binären Logik des modernen Denkens verbundenes Dilemma, dem sich gegenwärtig und wahrscheinlich auch noch auf einige Zeit hin unser

Denken kaum wird entziehen können. Die einzige Chance, die ich sehe, besteht in dem Versuch, eine begriffliche *Balance* zu finden, in der sowohl das Dilemma selbst reflektiert als auch jedes vermeintliche Auflösen der Oppositionen oder Umkippen nach einer Seite hin vermieden wird.

So möchte ich abschließend – in Anknüpfung an »spätere« Überlegungen von Judith Butler zur Materialität des biologischen Geschlechts und Thesen von Gesa Lindemann zur »leiblich-affektiven Konstruktion des Geschlechts« sowie im Anschluß an Foucault – ein Verständnis von »Geschlecht« als einer historisch bestimmten Denk-, Gefühls- und Körperpraxis, also als einer historisch bestimmten gesellschaftlich-kulturellen Existenzweise zu formulieren versuchen (V). In diesem Zusammenhang werde ich auch meine Präferenz für eine diskurstheoretische gegenüber einer konstruktivistischen bzw. dekonstruktivistischen Perspektive sowie meinen Begriff des »Geschlechts« als hegemonialen Diskurs genauer erläutern. Insgesamt versteht sich mein Vorschlag nicht als Lösung des Dilemmas. Vielmehr ist er als bewußte Gratwanderung gedacht, in der Hoffnung, auf diese Weise gleichsam die Schwelle zu betreten, die ahnen läßt, in welche Richtung weiterzudenken und -forschen wäre.

Im zweiten Teil werde ich zunächst in einer Lektüre von Horkheimer und Adornos »Dialektik der Aufklärung« und von Foucaults »Sexualität und Wahrheit« den konstitutiven Zusammenhang zwischen dem modernen Typus des Subjekts, bürgerlicher Macht und Herrschaft sowie der Selbststilisierung von »Männlichkeit« rekonstruieren. Anschließend werde ich anhand der Thesen von Carol Gilligan zur geschlechtsspezifischen Moralentwicklung zu zeigen versuchen, daß der hegemoniale Geschlechterdiskurs auch die Konstituierung moralisch unterschiedlicher Geschlechter impliziert. Auf diese Weise sollen einige zentrale Elemente des gegenwärtig in westlichen Gesellschaften hegemonialen Geschlechterdiskurses präzisiert und die Dimensionen des »Geschlechts« als einer historisch spezifischen gesellschaftlich-kulturellen Existenzweise konkretisiert werden. Abschließend möchte ich die theoretischen und politischen Konsequenzen des hier formulierten Verständnisses von »Geschlecht« und »Geschlechterdifferenz« für die nach wie vor ungelöste Debatte um Gleichheit und/oder Differenz aufzeigen. Dies versteht sich zudem als eine Art Replik auf aktuelle Kritiken an der sogenannten Position der Geschlechterdifferenz.

# ERSTER TEIL

## I. DIE TRENNUNG ZWISCHEN BIOLOGISCHEM UND SOZIALEM GESCHLECHT

Die Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht oder zwischen sex und gender, wie die auch hierzulande üblichere, amerikanische Begrifflichkeit lautet, ist spätestens seit den 70er Jahren in der feministischen Theorie gebräuchlich. Sie wurde eingeführt, um dem hegemonialen Diskurs über die natürliche Bestimmung der Geschlechter, wie er mit der bürgerlichen Moderne entstanden ist,<sup>1</sup> zu begegnen. Diesem Diskurs zufolge sind sowohl das gesellschaftliche Verhältnis der Geschlechter als auch deren verschiedene Rollen primär in der unterschiedlichen körperlichen Beschaffenheit der Geschlechter begründet. Das heißt, das soziale Geschlecht (gender) ist Ausdruck und Konsequenz des biologisch-anatomischen Geschlechtskörpers (sex), es ist gleichsam seine Emanation.

Demgegenüber wird mit der Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht darauf insistiert, daß zwischen beiden *kein* kausaler Zusammenhang besteht.<sup>2</sup> Die soziale Ungleichheit der Geschlechter kann nicht mit der biologischen Geschlechterdifferenz begründet werden. Eine geradezu klassische Formulierung dieser Trennung findet sich bei Gerda Lerner:

»Das *sexuelle Geschlecht* ist eine biologische Gegebenheit für Männer und Frauen. Die *geschlechtspezifischen Rollenerwartungen* an Frauen und Männer stellen eine kulturabhängige Definition von Verhalten dar, das als den Geschlechtern in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit angemessen gilt. Diese kulturspezifische Bestimmung der Geschlechtsrollen ist also ein historisch bedingtes, kulturspezifisches Produkt.«<sup>3</sup>

Die jeweiligen Geschlechtsrollen und -identitäten sind hiernach ein historisches, gesellschaftlich-kulturelles Produkt und keineswegs Ausdruck der biologischen Geschlechterdifferenz.

Wie inzwischen immer deutlicher wird, bleibt jedoch mit dieser These die herrschende heterosexuelle Geschlechterordnung und de-

ren Behauptung zweier biologisch eindeutig verifizierbarer Geschlechter nicht nur unangetastet, sie wird sogar bekräftigt.<sup>4</sup> Zudem reproduziert diese Argumentation die traditionelle Dichotomie zwischen Natur und Kultur, die sonst gerade aus feministischer Sicht vielfach problematisiert wird. Auf diese ›Inkonsequenz‹ weist auch Donna Haraway hin:

»Feministinnen haben schon früh die binäre Logik des Natur/Kultur-Dualismus kritisiert, aber sie dehnten ihre Kritik nicht auf die davon abgeleitete Unterscheidung zwischen ›sex‹ und ›gender‹ aus, weil diese immer noch zur Bekämpfung des vorherrschenden biologischen Determinismus in den hartnäckigen politischen Auseinandersetzungen um ›Geschlechterunterschiede‹ in den Schulen, Verlagen, Krankenhäusern usw. tauglich war.«<sup>5</sup>

Nach Haraway hat das zur Folge, daß feministische Theorie »ungeachtet wiederholter Bemühungen, die Grenzen in Richtung auf einen gänzlich politisierten und historisierten Geschlechtsbegriff zu überschreiten, an eben dies aufgeklärte und funktionalistische Paradigma gebunden«<sup>6</sup> blieb.

Diese ›Inkonsequenz‹ zeigt sich nicht zuletzt in der Selbstverständlichkeit, mit der in feministischen Theorien die universale Unterdrückung der Frau mit der biologisch-anatomischen Beschaffenheit des weiblichen Körpers begründet wird, obwohl mit der Sex-gender-Trennung doch die Erklärung der Geschlechtsrollen aus der biologischen Natur der Geschlechter ausdrücklich für unzulässig erklärt wird. Und dieser Rückgriff geschieht, wie auch Carole Pateman betont, interessanterweise gerade auf der Grundlage dieser Trennung und nicht ihr zum Trotz:

»This difference between the sexes is independent of history and culture, and so it is perhaps not surprising that the natural difference, and the opposition between (women's) nature and (men's) culture, has been central to some well-known feminist attempts to explain the apparently universal subordination of women.«<sup>7</sup>

Es überrascht kaum, wenn Gerda Lerner dann in der Tat in der Gebärfähigkeit der Frau den Grund für die historische Entstehung des Patriarchats sieht.<sup>8</sup>

Konsequenterweise sollte aber Carole Pateman zufolge mit der